

Spiegelmann

Zeit. Im Grunde beginnt die Zeitrechnung jeden Morgen bei null. Dass es Zeit auch über den Tagesablauf hinaus gibt, merken wir nur an zwei Dingen: dass unsere Körper altern und dass der Turm größer wird. Wir werden irgendwann sterben. Das müssen wir einsehen. Aber dass der Turm eines Tages aufhören wird zu wachsen, erscheint uns undenkbar. Von ihm geht aller Wille aus. Er definiert, was von Bedeutung ist. Um den Turm verteilen sich in gebührendem Abstand unsere Häuser. Für jeden eines. Tagsüber bauen wir den Turm und nachts sind wir in unseren Häusern. Wenn es dunkel wird, ertönen die gewaltigen Donnerbleche und der Wind kommt. Wir hassen und fürchten ihn. Wenn wir nicht alle Ritzen unserer Häuser verstopfen würden, wir wären ihm schutzlos ausgeliefert. Dann sitzen wir in unseren Stuben und verzehren das Essen, das man uns zuteilt hat. Nachts träumen wir nie. Aber das ist nicht ganz richtig. Denn ich habe vor einigen Tagen angefangen zu träumen. Jetzt wache ich morgens oft mit einer süßen Verwirrung auf. Ich habe große Angst, dass sie mir auf die Schliche kommen. Träume in der Nacht sind etwas, das der Turm nicht dulden kann.

Wie wir alle gelangte ich hierher, indem ich falsch abbog. Ich war unterwegs auf einer Dienstreise. Müde und unkonzentriert. Kein Wunder, dass ich die falsche Ausfahrt nahm. Aber warum drehte ich nicht um? Warum fuhr ich wie in einer langen Meditation immer weiter diese schmale, schnurgerade Straße entlang? Ich weiß es nicht. Die Landschaft wurde zunehmend flacher und gleichförmiger. Es gab keine Hinweisschilder, keinen Radioempfang, keinen Gegenverkehr. Dann sah ich zum ersten mal den Turm. In seiner Dimension war er einem Himmelskörper ähnlicher als einem Bauwerk.

Sie empfingen mich sofort, als ich aus meinem Auto ausgestiegen war. Viel redeten sie nicht. Sie wiesen mir ein Haus zu und überreichten mir Schalen mit Essen. Alles was sie an mir taten waren Verwaltungsakte. Es gab kein Verwundern, keine Fragen, kein Erkennen. Mir wurde mitgeteilt, dass es zu meiner eigenen Sicherheit untersagt sei, das Haus nach Einbruch der Dunkelheit zu verlassen. Denn das sei die Zeit des Windes. Sie verabschiedeten sich und ließen mich in meinem schmucklosen Haus sitzen. Hungrig aß ich den salzigen Getreidebrei, den sie mir hingestellt hatten. Dann kam der Wind plötzlich und mit großem Getöse. Trotz des Lärms legte ich mich auf mein einfaches Bett und schlief ein. Gleich in dieser Nacht geschah es. Ich wachte auf, es war noch dunkel, und es war still. Der Wind hatte sich gelegt. In die Stille mischte sich ein rasch lauter werdendes Quietschen, Knarren und so etwas wie Flügelgeräusche. Mir war klar, dass diese Geräusche mir galten, dass in dieser Nacht etwas an mir vollzogen werden würde. Etwas, das so konsequent und unwiderruflich war wie der Tod.

Ich setzte mich auf meine Bettkante und wartete. Dann hörte ich, wie der geflügelte Apparat, der vor meinem Fenster erschienen war, geräuschvoll in einer eigens dazu angebrachten Halterung unter meinem Fenster einrastete. Licht drang zu mir. Ohne Mühe öffneten sie von außen das Fenster. Drei Gestalten kletterten zu mir hinab (sie kamen immer zu dritt). Jeder von Ihnen trug einen Koffer und eine Lampe. Dabei zeigten sie keinerlei Hast oder Aufregung. Es fielen keine Worte, alles schien mit Notwendigkeit zu geschehen. Im Schein der drei Lampen entnahmen sie ihren Koffern Werkzeuge und breiteten sie behutsam vor sich aus. Ich saß noch immer auf der Bettkante und sah ihnen mit einem Wissen zu, das älter war als jede Erfahrung. Es tat nicht einmal weh. Jedenfalls war es kein gewöhnlicher Schmerz. Mit kleinen Messern durchtrennten sie meine Sehnen, mit Hämmern zerschlugen sie mir die Knochen und mit feinen Sägen öffneten sie meinen Schädel. Erst als nichts mehr an mir ganz zu sein schien, setzten sie mich wieder zusammen. Dabei benutzten sie eine Art Salbe. Es fühlte sich an wie Zärtlichkeit, als sie mich Stück für Stück erneuerten. Mit großer Kunstfertigkeit gingen sie vor. Schließlich legten sie eine warme Decke über mich, packten ihre Koffer und verschwanden ohne ein Wort. Es dauerte Tage, bis ich mich wieder bewegen konnte. Während dieser Zeit kamen sie regelmäßig, fütterten mich, bestrichen mich mit ihrer Heilsalbe und brachten mich auf den Abort.

Als ich wieder gehen konnte, zeigten sie mir die Arbeit. In einem der großen Stahlwerke hatten sie Verwendung für mich gefunden. Trägerelemente für das Außengerüst des Turmes werden dort produziert. Jeden Morgen holt uns ein Bus ab. Es ist eigentlich nicht angemessen, von einem „wir“ zu sprechen. Denn wir nehmen uns kaum wahr. Gebeugt gehen wir unseren einfachen Tätigkeiten nach. Weil wir alle zerschlagen wurden, können wir uns nicht gerade aufrichten. Die Möglichkeiten unserer Bewegungen sind stark begrenzt. Viel schwerwiegender ist allerdings, dass wir unsere Namen vergessen haben. Vielleicht würde sich alles ändern, wenn wir uns in die Gesichter sehen würden. Doch das können und wollen wir nicht.

Es ist seltsam, diese Zeilen zu schreiben. Ich tue es wie unter Zwang. Es ist mir gelungen, aus meinem früheren Leben einen Bleistift zu bewahren. Damit schreibe ich auf die Rückseiten der Verordnungen und Anbetungsbriefe. Warum tue ich das? Ich vermute, dass mir aus den Träumen Verpflichtungen gewachsen sind.

Wir arbeiten immer sechs Tage, dann kommt der Tag der Anbetung. Auch an diesem Tag werden wir mit dem Bus abgeholt. Wir fahren dann zum Turm und versammeln uns in der Anbetungshalle. Sie sind ebenfalls da. Von ihren Wohnungen hoch oben im Turm, die wir nie betreten dürfen, steigen sie in ihren geflügelten Apparaten hinab. Ihr Platz ist weit über uns auf der Empore.

Wir fallen auf die Knie, wenn das Bild des himmlischen Kindes enthüllt wird. Wir könnten es gar nicht sehen, wenn sie nicht zu uns herabsteigen und unsere Köpfe nach oben richten würden. Eine donnernde Stimme erinnert uns daran, dass alle unsere Mühe nur diesem Kind gilt. Wir bauen den Turm, um es zu ehren und seine Wünsche zu erfüllen. Denn, das dürfen wir nie vergessen: eines Tages wird der Turm den Himmel berühren, dort, wo die Engel wohnen. Erst dann wird das himmlische Kind glücklich sein. Keiner von uns hat es je gesehen. Wir haben kein reines Herz, sagt man uns. Wir sind nicht gut genug. An den Anbetungstagen bekommen wir zu unserem Getreidebrei etwas Fleisch. Und sie legen einen Anbetungsbrief dazu. Neben den Verordnungen ist es das Einzige, das man uns zu lesen gestattet. Wir nutzen diesen Tag auch, um unsere Häuser mit einer dicken, glänzenden Pechmasse abzudichten, um uns gegen den Wind zu schützen, der jede Nacht aus unsichtbaren Turbinen bläst.

Einmal sprach mich im Bus einer der Arbeiter an. Ob ich meinen Namen wisse, fragte er. Ich antwortete nicht, seine Frage machte für mich keinen Sinn. Es war unangenehm, als er mir seinen Namen nannte. Es erschien mir obszön und vermessen. Später haben sie ihn bestraft. Es heißt, dass ihnen nichts entgeht. Angeblich spüren sie selbst Gedanken auf, die ihnen unangemessen erscheinen. Wahrscheinlich haben sie ihn im Schlaf aufgesucht. Jedenfalls sah ich ihn an einem frühen Morgen in der absurden Maskerade, die sie für Abweichler vorgesehen haben. Sein Körper war umwunden mit kleinen Glöckchen und Ketten mit bunten Metallplättchen und anderem Flitter. Er konnte sich nur in Trippelschritten bewegen, da seine Arme und Beine eingeschnürt waren. Fremdes Getöse, ähnlich einem Brummkreisel, kam aus seinem Mund. Sie mussten ihm die Zunge entfernt und an ihre Stelle etwas anderes eingepflanzt haben. Ich sah das blanke Entsetzen in seinem Gesicht. Drei Tage trieben sie ihn zur Belustigung und Warnung über die Straßen der Stadt, dann wurde er nicht mehr gesehen.

Dieses Bild habe ich vor Augen, wenn ich schreibe. Bei jedem Geräusch schrecke ich auf und sehe mein Ende gekommen. Zu meinem Erstaunen haben sie mich bisher verschont. Vielleicht lassen sie sich einfach Zeit, denn eine Flucht ist für sie undenkbar. Meine Träume sind häufiger geworden. Morgens kann ich mir jetzt Bilder und ganze Szenen merken. Das versetzt mich in Aufregung. In einem wiederkehrenden Traum bin ich beseelt von der Vorstellung, mein Gesicht zu betrachten. Doch in der Traumwelt (genau wie in der wachen Welt) gibt es keine Spiegel. Also fülle ich ein Gefäß mit Wasser. Als ich mich auf der Wasseroberfläche sehe, bin ich von einer seltsamen Rührung erfasst. Wenn ich es länger anschau, beginnt es zu sprechen. Ich höre nichts, doch an den Bewegungen der Lippen kann ich lesen was mein Bild sagt. Es erklärt mir, wie ich ihnen entkommen kann. Leider habe ich diese Worte am nächsten Morgen vollständig vergessen. Einmal betrachtete ich im Traum mein Spiegelbild. Diesmal allerdings entdecken sie mich. Ganz plötzlich stehen sie hinter mir. Ruhig öffnen sie ihre Koffer und packen die Glöckchen und Flitterketten aus,

um die Bestrafung vorzunehmen. Da nehme ich das mit Wasser gefüllte Gefäß, das mir als Spiegel gedient hatte und schleuderte es einem der Dreien in das Gesicht. Er schreit in Panik auf.

Am nächsten Morgen dämmerte mir zum ersten mal, dass es die Möglichkeit einer Flucht geben könnte.

Eines morgens nahm ich all meinen Mut zusammen und ließ Wasser in einen Topf laufen. Doch ich sah nicht die leiseste Spur eines Spiegelbildes. Das Wasser schien keine Oberfläche zu haben. Im Stahlwerk versuchte ich dann unter Aufarbeitung all meiner neu erwachten seelischen Kräfte, normal zu erscheinen. Und dann erinnerte ich mich unvermittelt an meinen Namen. Jetzt musste ich so schnell wie möglich handeln. Ich brauchte einen Spiegel. Das war mein einziger Anhaltspunkt. Während ich mich bemühte, den stumpfen Gesichtsausdruck zu zeigen, der hier zur Normalität gehört, grübelte ich angestrengt.

Am nächsten Tag der Anbetung ließ ich mich wie gewohnt abholen. Während die Massen in die Anbetungshalle strömten, begab ich mich hinter einen der Busse, ließ mich fallen und rollte unter das Fahrzeug. Dort verharrte ich, bis die Anbetung des Heiligen Kindes ihren Höhepunkt erreicht hatte. Als ich dann unter dem Bus hervorgekrochen war, ging ich einfach los. Es folgte mir tatsächlich niemand. So kinderleicht war es also. Bald ließ ich die letzten Gebäude hinter mir. Ich ging zu der Stelle, an der ich damals mein Auto abgestellt hatte. Obwohl so viele Jahre vergangen waren, fand ich den Ort ohne langes Suchen. Nur von meinem Auto gab es keine Spur. Eine Zeitlang irrte ich planlos umher. Die Anbetungszeremonie musste schon beendet sein. Natürlich würden sie bemerken, dass ich nicht im Bus sitze. Ich konnte ihnen nicht entkommen. Angst und Mutlosigkeit breiteten sich wie ein Nervengift in mir aus. Dann bemerkte ich schwache Reifenspuren. Sie waren zu zart, als dass sie von einem der Busse herrühren konnten. Ich folgte ihnen. Bald stießen weitere Reifenspuren dazu. Hinter einer Mauer sah ich ihn dann. Einen riesigen Autofriedhof. Tausende Fahrzeuge in verschiedenen Stadien des Zerfalls waren dort sehr ordentlich abgestellt. Keines von ihnen war mehr fahrtüchtig, allen waren die Reifen zerstoßen worden. Doch etwas hatten sie vergessen. Die Autospiegel, innen und außen, waren unversehrt. Einen unbeschreiblichen Moment lang betrachtete ich mein Gesicht. Es war gealtert und grau, aber es war ganz eindeutig ich. In wilder Hast suchte ich nach Werkzeug, wurde in einem Kofferraum fündig und begann, die Gehäuse der Außenspiegel aufzuhebeln. Bald hatte ich eine ansehnliche Zahl von ihnen gesammelt. Mit Hilfe von Kabeln band ich einen nach dem anderen an meinen Mantel. Am Ende war ich umhüllt von einer blinkenden Rüstung. Die geflügelten Apparate, die nach und nach am Himmel auftauchten, beachtete ich gar nicht. Jetzt war ich der Spiegelmann.

Leuchtend und gefährlich. Schweren Schrittes näherte ich mich der Stadt, während mir die Fluggeräte in großem Abstand folgten.

Ich ging geradewegs auf den Turm zu. Niemand hielt mich auf. Arbeiter versteckten sich ängstlich bei meinem Anblick. Als ich das monströse Gebäude betrat, war es wie ausgestorben. Alle Zugangskontrollen waren verwaist. Zu meinem Erstaunen waren die Türen, die in das Innerste des Turmes führen nicht verschlossen. Ich ging immer geradeaus und durchschritt dabei Hallen, Korridore und Treppenhäuser. Es wurde zunehmend still. Tür um Tür näherte ich mich dem Herzen des Turmes. Schließlich betrat ich einen fast leeren Raum, dessen Wände in reinem Weiß erstrahlten. In der Mitte des Raumes befand sich ein Gestell, zu dem ein Gewirr aus Schläuchen und Röhren führte. Ein Konglomerat aus Apparaturen war auf ihm montiert. Etwas erhöht, im Zentrum des Gestells befand sich – unscheinbar als sei es nur eine weitere Apparatur – ein Kind. Aus meiner gebückten Haltung konnte ich nur seine Füße sehen. Doch mit Hilfe eines Spiegels gelang es mir, es zu betrachten. Sein Gesicht hatte keine Ähnlichkeit mit den Bildern, die sie uns gezeigt hatten. Und doch schien es mir vertraut. Der Junge sah mich an. Für einen langen Moment trafen sich unsere Blicke.

Ich warf den Mantel von mir. Dann zerschlug ich Armaturen, Leitungen, Behälter und Kompressoren. Als ich bei ihm angelangt war und seine Hand berührte, lächelte er und sagte „da bist du ja“. Seine Haut war weiß, fast bläulich und fühlte sich kalt an. Aus verschiedenen Stellen seines Körpers ragten Schläuche, durch die eine Flüssigkeit aus dem Körper abgeleitet wurde. Da verstand ich. Das himmlische Kind, wie sie es genannt hatten, war ihr Kraftwerk. Die Stahlwerke, die Busse, all die Maschinen, die notwendig waren, um den Turm zu bauen, bezogen ihre Energie von diesem Kind. Kein Wunder, dass es in all den Jahren nicht gewachsen war. Ganz vorsichtig entfernte ich die Drainagen aus der Haut. Als auch diese schreckliche, für ihn schmerzhaft Arbeit getan war, sagte ich: „jetzt nehme ich dich mit“. Er nickte nur. Ich musste ihn tragen - er wog nur ganz wenig. Draußen war alles menschenleer. Das immervähernde Gemurmel der Maschinen hatte aufgehört. Nachdem ich mir in den verlassenen Häusern einen Nahrungsvorrat zusammengesucht hatte, machten wir uns auf den Weg.

Gemeinsam gehen wir die lange Straße entlang. Der Turm ist immer noch riesig, wenn wir uns umdrehen, aber er wird Tag um Tag kleiner. Manchmal geht der Junge schon ein paar Meter selbst. Ich weiß nicht, ob wir jemals ankommen. Vielleicht werden wir verhungern, unsere Vorräte sind bald verbraucht. Vielleicht bewegen wir uns auch nur in einem Traum.

Aber das ist ja alles gar nicht mehr so wichtig.